

Berliner Familien-Zeitung

Bericht eines Blinden

Von
Leo Hirsch

Dies zuerst, daß mir die Augen vor einigen Monaten irre zu werden begannen und in den Straßen herumtaumeln und im Zimmer, so daß ich glaubte, ich finge sie dort ein, und dann waren sie in einer anderen Gasse. Da fiel es mir als langer Schrecken zum erstenmal auf die Seele, daß ich meine Augen nicht sehen konnte, und wenn ich den Spiegel gegen sie stellte in die helle Sonne, war ich schmerzhaft geblendet, und beschafte ich sie im Schatten, so sah ich in einer mondlichtigen Gasse heller aufgewollter Aehren zwei blaue Augen, die man die Pupillen heißt und dann glaubte, daß Wesen des Nichts sei abgetan, begriffen und gegeben, weil bemerkt. Mir aber blieb die Art des Nichts ein namenloses Mitleid.

Dies zu zweit, daß mir in dieser trübseligen Zeit die Arbeit eine peinliche und unerlässliche Last ergab, während ich sie bisher immer als ein Geschenk meiner mittellosen Herkunft mit Freude vollendet habe. Da ging es mir wie eine nie weichen wollende schließende Angst ins Blut, daß meine Frau, die jung und schön ist, jenseits länger als vielleicht notwendig fern von unserer Gasse blieb, und ich konnte nicht feststellen, ob sie von der Nachbarin aufgehoben oder nicht, eine freudige, jungen Salon der langjährigen Liebe meines Vorgesetzten war. Und ich ihr aber die Freiheit an, die dem entsetzten Menschen Pflicht sei gegenüber einer Kranken und wahrheitslieblich eingehenden Kreatur, zu pflegen sie mich art begütigend auszulachen und ihrer ewigen Liebe, wie es auch sie, zu versichern.

Dies zu dritt, daß ich drei Monate nach dem ersten Erscheinen meines Leides nur noch glaubte, in der Nacht ein wenig sehen zu können. Da aber wußte ich nicht mehr, ob die schwachen Streifen Lichts, die ich noch wahrnahm, eine Unterbrechung der allgemeinen oder nur der Nacht in meinen Augen waren, und ich verweilte um so tiefer. Meine Frau war Tag und Nacht um mich bemüht, sie schleppte die größten Kräfte zu mir, ob ich gleich kaum mehr in der Lage war, uns täglich ein warmes Mittagessen zu gönnen, geschweige die Kunst der Regulator der Krankheiten zu beherrschen, aber an ein Besseres war nach ihren Worten nur durch ein Wunder zu denken. In diese Zeit begann meine Frau sich eine Arbeit für Geld zu suchen und mich ersten Bescheidungen, meinen Hilfe- und hilflosen Zusehen den Tod zu geben, gelten ihr als böse Fieber- sprache, und sie gab die Hoffnung auf meine Heilung nicht auf. Da legte sich meine Eifersucht auf alle sehenden Augen, ich ertrag meine Schmerzen, indem ich sie stumm verließ, und verlor auch das Dasein zu ertragen und eine Möglichkeit des angenehmen Arbeitens zu gewinnen.

Kaum hatte ich mich abgefunden, als der Mann erschien, der das Wunder zu heilen an mir ver- suchte. Er sprach mit einer heiseren und schnelrollenden Stimme, so daß ich abergläubisch vor Blindheit seinen Kopf und Fuß beschloß, ob er nicht ein Bote der Unterwelt wäre, und auch als ich wieder vorn noch weit erlachte, blieb ich miß- trauisch und hoffte wenig auf Rettung. Ich fürchte- te aber auch mit meinem Leben nichts Wert- volles zu verlieren, ging aus Trost und Liebe für meine Frau auf die Vorschläge des Mannes ein und drang in sie, den Pakt zu unterschreiben. Zu- nachst hatten wir beide, wie ich als Versuchsobjekt mich auch erweisen sollte, eine beträchtliche Summe zu bekommen, wurde ich gesund, so erschienen mir also noch eine Belohnung dafür, befreite sich nichts oder blieb ich dabei, so ging auf unser beider Namen eine nicht geringe Lebensrente. So war also nichts zu verlieren als ein kranker Mensch. Die Summe bedeutete für den Arzt im Falle des Mißlingens das Schweigegebot eines Verbrechers, denn er wollte nichts anderes, als mir die Augen eines gesund Bestorbenden einsehen, was ihn, hatte er seinen Erfolg, genoss eine höhere Strafe gekostet hätte. Bei einigen Worten, sagte er, wäre ihm der Versuch gelohnt.

Zug darauf führte mich meine Frau in das Laboratorium des Arztes. Ich spürte mit allen mir noch gebliebenen Sinnen, daß sie den ganzen Weg weinte, und auch mich beschlichen traurige Klagen des Unbekannten, das mir bevorstand. Ich war aber unvorsichtig bemüht, sie nichts merken zu lassen, und so gingen wir, ich wußte die Augen der Vorübergehenden auf meiner Haut, ein merkwürdiges Paar, durch die Straßen. Endlich sah ich in einem hohen Saal, der Doktor sprach meiner Frau und mir freudig zu und wußte die Operation am kommenden Morgen vorzunehmen. Ich wurde in ein Bett gelegt, alles ging unheimlich leise vor sich, und der Geruch in den fremden Räumen hatte etwas wärmlich Ermüdendes. Ich bekam ein Schlafpulver, und der Arzt schickte meine Frau nach Hause, es würde sie nur quälen, der Operation beizuwohnen. Sie gab mir die Hand, sie schloß mich auf meinen Mund und auf die Kranken Augen, die mir, ich konnte mich nicht mehr beherrschen, voll von Tränen standen. Ich wußte, wie ihr der Schmerz schwer werden mußte, ich wußte, daß sie nicht würde schlafen können, es war die erste Nacht unserer Trennung, seit wir uns

gehörten, und ich war zum Schlofen beurteilt und gezwungen. Als ich erwachte, fühlte ich schon die ersten Tropfen der Narcole, ich fürchtete zu ersticken und verlor das Bewußtsein. Als alles vorbei war, spürte ich als erstes die Hände meiner Frau in den meinen, und außer einem leichten, fröhlichen Schmerz im Hinterkopf war mir wirklich von Ruhe und Schweiß. In meine Augen war eine Wunde, ich konnte sie nicht öffnen. Ich mußte viel schlafen, erst später wurde die Wunde mir abgenommen. Ich schlug langsam die Augen auf und sah. Mir war zuerst, als wäre ich niemals blind gewesen. Durch das Fenster blühte der blaue Himmel hin- ein, die Sonne betrat das Zimmer, in dem ich solange gelegen und das ich doch nicht gekannt hatte. Der Arzt hatte eine freundliche Geste und kleine, heuchelnde Augen, aber seine Stimme war sehr menschlich, als er mir sagte, er habe meine Frau erst auf den Nachmittag bestellt, ich solle nun, wenn ich mich wohl genug fände, heimgehen und sie übersehen. Ich war ganz benommen und wußte nichts darauf zu sagen. Er gab mir Geld und mechanisch verteilte meine Füße das Haus. Die Stroben konnte ich noch ganz gut, ich erkannte sie und fand sie dennoch festlich veränd- ert, und ich betrachtete alle Menschen mit einem großen Mißtrauen. Als ich zu meiner Zün- gelte, öffnete meine Frau, ich schloß ihre Arme um mich und ihre Schlingen vor Glück, aber ich war sehr müde und schloß die Augen, um sie bis zum Schlafengehen nicht mehr zu öffnen. Mattiglich sah ich auf dem Gehfuß und hörte sie sprechen und sprechen und sagte selbst kein Wort, nur meine Hände kreischten sie, ohne aufzuhören. Ich wußte nicht, warum ich nicht sehen wollte, nur, da ich es konnte, aber ich war sehr glücklich dabei. Zur Nacht entfiel mir und ich sah, daß ihr volles Haar ganz weiß um mich geworden war. Auch deins ist grau, sagte sie und wir lan- den nichts Trauriges dabei. Mitten im Schlaf

über fuhr ich auf und war roh zu ihr, wie gewiß kein Zier sein kann. Im Mondschein hatte ich sie halbentblößt eine Weile liegen sehen und war von Sinnen gekommen wie nie zuvor. Dann überfiel mich eine schwere Erschöpfung und ein bleierner Schlaf. Lange vor der Sonne war ich dann auf und dachte mit halbgeschlossenen Augen über meine Veränderung nach. Ich merkte nicht, daß auch meine Frau auf war und erstarrt hatte, als sie leise wie zu sich selber sprach, du hastet so gute Augen und nun sind sie grau. Ich sagte nichts darauf, aber viele Schwestern dohrten in mir.

Mittags ging ich zum Arzt und fragte ihn, wenn diese Augen vorher gehört hätten. In mir toste ein Wirrwarr von Gefühlen, an alles und jedes hing ich mein Mißtrauen, aber ich brauchte nur die Augen zu schließen, um zu wissen, daß ich meine Frau noch nie so sehr geliebt hätte. Was mir schicklich schien, schloß ich auf die neuen Augen. Aber der Arzt bewogerte mir, ihre Herkunft zu be- zeichnen, er beruhigte mich, gab mir Geld und schickte mich heim. Als ich in höchstem Zorn und abnehmendem Verzweifeln, welcher Tote so in mein Leben gegriffen, aufbegehrt, ließ er mich gewalt- sam entfernen.

Er glaubte, ich würde mich abfinden, zumal es ja doch mein Glück sei, aber ich konnte keine Be- fimmung mehr und roste in toller Wut heim. Meine Frau mochte ein angestricheltes Gesicht, ich ließ sie weg, fürzte in die Küche und machte irgendein Essen heiß. Als es glühte, ließ ich es mir in die Augen.

Ich war einige Zeit krank, aber die Wendung hatte keine weiteren Folgen. Ich war bald meines Lebens froh, als ich gesund und blind mich wie- der zu meiner Frau durch die Zimmer tasten konnte. Sie ist nicht böse dafür, und auf immer Liebe vertraut mich das Leben seinen Gang, unser Brot verdienen meine Hände.

Tarzan der Dritte

Von
Bruno Manuel

Die Berliner Varietébühnen haben in dieser mitvergünstigten Wochen Gelegenheit, die beiden Original-Tarzane zu beschäftigen. Tarzan den Ersten und Tarzan den Zweiten, bejähungs- weislich sich davon zu überzeugen, was für einen Grad von Menschlichkeit ein Affe unter Um- ständen erlangen kann. Die Berliner Varieté- bühnen sind teils entzückt, teils sehen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. Denn es ist nicht der gleiche Maßstab, mit dem ein jeder seinen Maß- stab von der Tierwelt mißt. Meien genügt schon, wenn ein Affe mit dem Messer ist. Nur die An- sprüche unter uns verlangen, daß er ge- bührend nicht in Rembrandt vorführtsmäßig mit dem Messer stehe. Dann erst bedarf es für die feinen- weitern Beweise mehr für die Herkunft menschl. licher Gattung.

Das für einen Grad von Affenähnlichkeit ein Mensch unter Umständen erlangen kann, dieses weit- gehendere Schauspiel wird den Pariser und den Londoner Theaterbesuchern geboten, um mal der Kunst ganz außerordentliche Leistungen abzu- gewinnen, hat ein französischer Gladiateur die Zirkuskomödie „Le Singe qui Parle“ erfinden mit einer Affenrolle darin, die sich gegenwart hat.

Das Nachtglückliche unter uns verlangen, daß ein Affe, wenn er den beiden Original-Tarzane zu über- geben. Aber nach Lage der Dinge blieb man in Rahmen künstlerischer Lieberleistung und ver- traute sie einem Schauspieler an. Dieser Einzelfall war im hohen Maße glücklich, fünf Monate hin- und her haben die Pariser Theaterbesucher diesen Affenmenschen bewundert. Ein Mensch- affe wäre nicht halb so faszinierend gewesen. Jetzt haben sogar Londoner Theaterdirektoren das Glück erworben und werden sich auch daran gefas- selt.

Es scheint nicht leicht zu sein, der Natur zu trotzen. Der Darsteller hat nämlich ein Viertel- jahr im ganzen zum Studium der Rolle nötig ge- habt. Er hat alle Schärfe des Verstandes, dessen ein Kulturwesen fähig ist, aufbringen müssen; es schwer soll es gewesen sein, in die Feinheiten der bestksten Rolle sich einzulassen und alles höchst affenartig zu gestalten.

Vor dieser Aufgabe hat der Pariser Darsteller, amüsiert ebenso Belangvolles erfüllt. Er hat den Mensch affe geübt und auch den Tschello, Rollen also für kontinierliche Mimen. Es sollen aber ein Kinderpiel gegen das sein, was jetzt von ihm ver- langt wird. Er gibt das ethisch zu, und mit wollen ihm glauben. Allein einen Affen im Aus- druck mittelmäßig zu kopieren, ist keine Kleinig- keit. Nicht viele haben je ernsthaft den Ver- such gemacht und ahnen also auch nicht, wie lang- weilig schon aus diesem Stadium unserer Ent- wicklung heraus sind. Als Affe benötigt man zunächst ein Gefühl, dummer, als es die Natur erlaubt. Wer aber verfügt heutzutage ohne weiteres über ein solches? Der Affe muß des ferneren auf allen Seiten gehen, sich in der Nase und sonstwo bohren können, wie es ihm beliebt. Das können die wenigsten. Es sind Fertigkeiten, die uns von früher Jugend an unterlag werden und die wir uns nicht leicht wieder aneignen können. Wer sie im reifen Mannesalter noch beherrscht, ist ein be- wundertes Kunststück.

Wäre es so einfach, in einen überwindenen Zu- stand zurückzufallen, man hätte gewiß nicht diesen Pariser von Paris nach London herübergeholt, damit er an kleinen Theater der Heimbühnen sich ebenfalls entsprechend produziere. In ganz Lon- don war, sage und schreibe, kein Mensch aufzutre- ten, der mit einiger Naturtreue einen Affen nach- zuahmen imstande war. Das bleibt ein Mann für die heutige Menschheit.

Es beweist aber, daß die beiden Varieté- Tarzane, die mit Fraß und weicher Binde menschl. liche Gewohnheiten zum besten geben, in ihren Begreifen außerordentliche Meister der Entwürdigung sein müssen.

Briefmarken als Kleiderschmuck

In dem Bestreben, der Kaufmann eine neue Seite abzugewinnen, ist ein großes Pariser Modewerk auf den in jedem Falle originellen Ge- danken verfallen, den unten Teil dieses Briefmarkenkleidungsfestes mit einer großformatigen Briefmarke zu bekleben, die die Farben des Originals trägt. Die aus Gebe geformten Marken werden mit einem schwarzen Lederband in der Art eines amfischen Stoffmotes versehen. Die Marken werden jetzt von den Fabrikanten, die Geldentwerfer für Briefmarken liefern, im Großen angefertigt und gleich mitgeführt. Die Anbringung der Marken erfolgt auf dem in breite Falten gelegten unteren Teil des Rockes genau auf der Hüfte. Um der Größe noch mehr Reiz zu geben, wird die Marke zwischen den Falten so angebracht, daß sie erst sichtbar wird, wenn sich die Trägerin bewegt. Nach Verleihen der Trägerin wird statt des Stempels auch ihr Vor- name oder ihr ganzer Namenstag aufgedruckt. Es gilt aber für origineller und schicker, eine Marke mit dem Aufgabestempel London oder Paris zu tragen.



Wer sind die „Glückspilze“?

Die „Glückspilze“ sind ausgerechnet Krauwuschles, die ein Leben lang ihre Sorgen hatten: Vater Krauwuschle mit seinem Zigarettenladen, Mutter Krauwuschle mit dem Kochen, Gliden dem karglichen Haushaltsgeid, der nörgeleinen Verwandtschaft; der Sohn mit seiner Musikleidenschaft, die im Bureau verlämmerte, und die Tochter mit ihrem Wäutigam. Krauwuschles hatten nicht mehr Anrecht auf das Glück als andere Leute, sie waren die blüh-wollensfähige Familie, die am Glückseligen nur durch ihre Sorgen gehindert war.

Troßdem, Krauwuschles, eine typische Berliner Familie, wie sie das heutige Leben schafft, mehr noch eine Jedermannsfamilie mit den fauldesten Sorgen, den unbilligen Hoffnungen, den Geierabsehungen auf dem roten Pflüchels, dem Frühhaufen und dem kräftigen Humor, ohne den das Leben nichts taugt, Krauwuschles werden - Glückselig. Endlich einmal verdient fortuna, zwar erst zögernd, dann aber gründlich ein Familienidyll, das sich mit Hoffnungen nur plagt hat. Eine überraschende Wendung, und alle Tot hat ein freudiges Ende gefunden. Wichtiger aber ist, daß der Familiencharakter im Unglück wie im Glück unverändert bleibt. Krauwuschles sind Krauwuschles, Dies ist ihr Exzentrik. Niemand kann mehr sein, als er ist.

Der Verfasser unseres Romans „Die Glückspilze“, Hellmuth Quast Peregrin, hat ein prächtiges Berliner Milieu geschaffen. Er hat mit seinem Gefühl verstanden, daß Krauwuschles lust in ihrer Lebensgehabt liebenswert sind. So spricht er die Sprache ihres gesund-herben Humors und überhört doch nirgends die zarteren Regungen dieser Herzen. Er kennt mehr als das äußere Bild und die groben Sorgen, er sieht das innere Gesicht einer solchen Familie, und er zeichnet es erschütternd genau und doch mit warmen Farben.

Dieser Roman, mit dessen Veröffentlichung wir morgen beginnen, wird unseren Lesern sehr vertraut werden durch sein Berliner Kolorit. Das Interessante wird sich sodann in Ent- deckung zu wandeln, wenn der Leser Zug um Zug überseht, davon wird: Krauwuschles sind die Krauwuschles, die wir alle kennen, lebensgeplagt, humorvoll, realistisch, gerührt und unversehrt dieselben in unserem Berlin.